
Zwischenstation für Tausende

Das Flüchtlingsauffanglager Adliswil (1942–1945)

In der Sihltalgemeinde Adliswil befand sich von Oktober 1942 bis Juli 1945 in den Fabriksälen der 1934 stillgelegten „Mechanischen Seidenstoffweberei Adliswil“ (MSA) das zweitgrösste Flüchtlingslager der Schweiz. Hier erhielt im Frühjahr 1945 die holländische Jüdin Elisabeth Catharina Cohen-van der Ham (1895–1989) eines Tages beim Kartoffelschälen unvermittelt die Nachricht, dass ihre in Holland



zurückgebliebene einzige Tochter im Untergrund Krieg und Verfolgung überlebt hatte. Sie selber gehörte zusammen mit ihrem Ehemann Bernard Cohen, ehemals Besitzer einer Grossmetzgerei in Amsterdam, zu den 1200 Frauen, Männern und Kindern, die im Februar 1945 in einer (umstrittenen) Aktion des Schweizer Alt-Bundesrats Jean-Marie Musy aus dem Konzentrationslager Theresienstadt befreit werden konnten. Bernard Cohen starb einen Tag, nachdem der Transport die Grenze bei Kreuzlingen passiert hatte, nach einem Herzinfarkt im Kantonsspital von St. Gallen und ruht auf dem dortigen jüdischen Friedhof. Elisabeth Cohen verbrachte den Lebensabend in Australien, wo ihre 86-jährige Tochter Liz de Leeuw heute noch lebt.

Polizeifoto von Elisabeth Catharina Cohen-van der Ham (1895–1989), aufgenommen am 5. März 1945 im Lager Adliswil (Staatsarchiv des Kantons Zürich, Z 267.3332), publiziert mit freundlicher Genehmigung von Frau Liz de Leeuw, Belmont (Western Australia)

KAUM ERFORSCHT

Trotz Bergier-Bericht und anderen Publikationen der letzten Jahre zur Flüchtlingspolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ist die Geschichte der einzelnen Flüchtlingslager vielerorts kaum erforscht. So hat auch ein Artikel in der Regionalpresse vom August 2008 über das Flüchtlingslager Adliswil selbst in diesbezüglich gut informierten Kreisen mehrheitlich überraschte Reaktionen ausgelöst,– und seither Kontakte bis nach Australien hergestellt. Der 2006 gegründete „Geschichtsverein Adliswil“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, die während Jahrzehnten verschüttete und vergessene Geschichte des Lagers zu erforschen, vor allem auch in Form exemplarischer Schicksale jener Hunderte, ja sogar einiger Tausend Flüchtlinge, für die das „Adliswiler Stroh“ – so die bleibende Erinnerung an die spartanisch eingerichtete Unterkunft – während einigen Wochen oder Monaten Zwischenstation war auf ihrem leidvollen Weg.

Die Eröffnung des Lagers Adliswil (und weiterer kleinerer Lager) im Herbst 1942 war eine Reaktion auf den ersten grossen jüdischen Flüchtlingsstrom, mit dem sich die Schweiz konfrontiert sah, als die Deutschen im unbesetzten Teil Frankreichs mit der systematischen Deportation der in den berüchtigten Lagern wie Gurs und Les Milles gefangen gehaltenen Juden begannen und schliesslich in Südfrankreich auch einmarschierten. Die zivilen Behörden in der Schweiz waren auf diese rasch anwachsenden Flüchtlingszahlen kaum vorbereitet – noch weniger war es die Armee, die die Einrichtung und den Betrieb der Lager zu übernehmen hatte. Adliswil gehörte zur Kategorie der sogenannten Auffanglager, in die Flüchtlinge nach rund dreiwöchigen Internierung in einem Grenz- und Quarantänelager gebracht wurden. Von Adliswil aus wurden sie dann auf die Einrichtungen der „Eidgenössischen Zentraleitung der Heime und Lager“ (ZL) verteilt, einer zivilen Organisation, die für Männer Arbeitslager und für Frauen Flüchtlingsheime eingerichtet hatte (vgl. Simon Erlanger, „Nur ein Durchgangsland“, Arbeitslager und Internierungsheime für Flüchtlinge und Emigranten in der Schweiz 1940-1949, Zürich 2006).

SCHLAFEN AUF STROH

Das Lager Adliswil konnte bis zu 500 Menschen aufnehmen, die sich tagsüber, von kollektiven Spaziergängen abgesehen, ohne richtige Beschäftigung meist in den grossen Fabriksälen aufhalten

mussten und nachts nach Geschlechtern getrennt auf Stroh schliefen. Der ständige Lärm im einzigen grossen Aufenthalts- und Esssaal ist in den Briefen der Flüchtlinge ein stets wiederkehrendes Thema: „Man muss Nerven wie Taue haben“, schreibt etwa die aus dem Lager Gurs geflüchtete Sozialistin Nora Platiel-Block (1896–1979). Unter dem liberalen Regime des ersten Lagerkommandanten Oberleutnant Trüb, das diesem bald Kritik von vorgesetzter Stelle eintrug, und dank dem humanitären Engagement des reformierten Adliswiler Pfarrers Ernst Kaul (1910–1991) gab es für die Flüchtlinge anfänglich manche Ausnahmeregelung, die aber an der Gesamtsituation wenig ändern konnte. Nach Überwindung der Probleme, die sich aus der kurzfristigen Einrichtung des Lagers ergeben hatten, funktionierte der Lagerbetrieb aus Sicht der Behörden besser und die Flüchtlinge konnten rascher in die Einrichtungen der ZL wechseln. Dafür trat für die Flüchtlinge an Stelle der anfänglichen Freiräume und Ausnahmegewilligungen das schikanöse, ja sadistische Regime eines neuen, mit der Aufgabe überforderten Kommandanten, das für Pfarrer Kaul „mit gewissen ausländischen Methoden, mit den jüdischen Flüchtlingen umzugehen, verblüffende Ähnlichkeit“ hatte.

In den ersten Monaten des Bestehens waren im Lager Adliswil fast ausschliesslich Flüchtlinge jüdischen Glaubens oder zumindest jüdischer Abstammung untergebracht; mit dem zweiten grossen Flüchtlingsstrom vom Herbst 1943 aus Italien kamen neben Juden zu rund einem Drittel auch Katholiken nach Adliswil sowie ins zusätzlich eröffnete benachbarte Lager Gattikon. Zu den Perversionen in der Geschichte des Lagers Adliswil gehört die kurzfristige Internierung von 300 Angehörigen der deutschen Wehrmacht im Herbst 1944, als das Gebäude vorübergehend leer stand. Kurz darauf folgten wieder Flüchtlinge, nun Italiener aus der zusammengebrochenen Partisanenrepublik Ossola und dann, als letzte grosse Gruppe im Februar 1945, die Holländer und Tschechen unter den aus Theresienstadt Geretteten.

Jeder Flüchtling, der nach Adliswil kam, hatte sein eigenes, ganz persönliches und unverwechselbares Schicksal, das sich jeder Zusammenfassung entzieht, und seine eigene Lebenssituation, welche die jeweilige Erinnerung an die Fabriksäle an der Sihl prägte: Dankbarkeit für die Rettung, Nachwirkungen von Flucht und Grenzübertritt in der ständigen Angst vor Verhaftung und Rückweisung, Ungewissheit über die Angehörigen, Enttäuschung über die Lebensverhältnisse in der Schweiz, fehlende Zukunftsperspektiven. Ebenso verschieden waren die weiteren Stationen der Flüchtlinge im Rahmen ihrer „Lagerkarriere“ in der Schweiz und schliesslich ihr weiterer Lebensweg nach Kriegsende.

GEMEINSCHAFTSLEBEN

Trotz der höchst unterschiedlichen nationalen und sozialen Herkunft der Flüchtlinge und trotz den prekären Lebensverhältnissen entwickelte sich im Lager Adliswil ein Gemeinschaftsleben. Bereits im November 1942 schlossen sich Künstler, Artisten und Intellektuelle unter den Flüchtlingen zu einem Lagertheater zusammen, über dessen wöchentliches Revueprogramm das „Israelitische Wochenblatt“ schrieb, „die Vitalität und Produktivität der Verfolgten ist erstaunlich“. Für ein Konzert im Lager mit Stücken von Vivaldi bis Tschaikowsky stellten die Zürcher Musikhäuser Hug und Jecklin im Januar 1943 dem belgischen Konzertmeister Marcus Sluis und seinem Musikerkollegen Fritz Goldschmidt eine Violine und einen Flügel zur Verfügung. Hans Eltzbacher (1893–1967), Sohn eines Kölner Privatbankiers, schmückte den Esssaal und den Leseraum mit Wandbildern. Für die religiöse Betreuung der Flüchtlinge hatten verschiedene Rabbiner Zugang zum Lager. Rabbiner Kratzenstein veranstaltete 1944 mit seiner Familie eine zentrale Pessach-Feier in Adliswil, zu der auch Flüchtlinge aus anderen Lagern nach Adliswil kommen konnten. Seine Ausführungen zur Bedeutung des Festes wurden angesichts der damals mehrheitlich aus Italien stammenden Flüchtlinge durch eine Dolmetscherin auch ins Italienische übersetzt.

Umso schwieriger war zeitweise das Verhältnis der Flüchtlinge zum militärischen Wachtpersonal und zu den Betreuerinnen des militärischen Frauenhilfsdienstes FHD. Hier „nimmt eine antisemitische Einstellung im Allgemeinen zu“, stellte Ulrich Wildbolz, Flüchtlingskommissär des Bundes, im Frühjahr 1943 nach dem Weggang von Oberleutnant Trüb fest. Auf Kritik und Beschwerden von Seiten der Flüchtlinge folgte, wie es mehrfach dokumentiert ist und auch im Bergier-Bericht zitiert wird – die Aufforderung, „man habe sie, die Flüchtlinge, nicht gerufen und sie könnten wieder gehen, woher sie gekommen seien“. Wie weit solche Missstände damals an die Öffentlichkeit gelangten, lässt sich nicht genau abzuschätzen, weil die Zeitungen nicht darüber berichten durften. Pressebesichtigungen liessen die Behörden bis Kriegsende nur in den zivil

geführten Lagern der ZL zu, die Türen des Lagers Adliswil öffneten sich erst im Juni 1945 erstmals für Journalisten.

Licht und Schatten – anders kann man auch der Geschichte des Flüchtlingsauffanglagers Adliswil nicht gerecht werden. Die Forschungen dazu, unter anderem über das Engagement des „Verbands Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen“ (VSJF) und anderer Hilfswerke, sind bei weitem noch nicht abgeschlossen. Nähere Angaben dazu finden sich auf der Homepage des „Geschichtsvereins Adliswil“ (www.geschichtsverein.ch). Umgekehrt werden zusätzliche Informationen über Einzelschicksale gerne entgegengenommen (christiansieber@hotmail.com).

Christian Sieber

Literaturhinweis:

Christian Sieber, Internierten-, Arbeits-, Emigranten- und Flüchtlingslager im Kanton Zürich 1933–1950. Eine Übersicht, in: Zürcher Taschenbuch, Band 129, Zürich 2009.

Hunger und Erniedrigung

Die Schweiz zu erreichen, und damit dem Tod zu entkommen – das war für viele Menschen damals ein Traum. Die Realität dieses Traumes erwies sich allerdings oft keineswegs als traumhaft. Eine Zeitzeugin berichtet darüber indirekt im Gespräch mit ihrer Tochter Sylvia Dym, die Lebenspartnerin unseres Rabbiners, die bald unsere Rebbezin wird. Wir geben dieses Gespräch wieder.

„Die Flucht meiner vierköpfigen Familie aus Antwerpen hatte im Sommer 1942 begonnen. Zwei, drei Monate ging es mehr oder weniger zu Fuss und unter scheusslichen Umständen illegal durch Felder und Wälder, meistens in der Nacht, in Richtung Schweiz, wo man sich willkommen wähnte, denn dort lebten die Grosseltern (Leo und Anna Piaskogurski) meiner Mutter Henny Godelewic (damals 18j) und ihres Bruders Sally (damals 9j.).

Im November 1942, erinnert sich die heute in Israel lebende Henny, war jedoch diese Grenze geschlossen. Man befand sich in einer grösseren Gruppe mit anderen Flüchtlingen und hatte sich einem Schmuggler anvertraut. Schweizer Soldaten versperrten den Weg, um sie zurück zu schicken. Hennys Mutter Sara fing an zu toben und zu schreien, wobei auch schweizerdeutsche Ausdrücke einflossen. Meine Mutter Henny wurde ohnmächtig. Sie weiss nur aus Erzählungen, dass die Flüchtlinge aus der Gruppe zurückgejagt wurden und ein Schweizer Soldat die Familie Godelewic schliesslich nach Genf brachte. Meine Mutter erzählt, sie hätten gehört, dass die zurückgejagten Mitflüchtlinge nahezu sofort durch deutsche Soldaten erschossen wurden. In Genf gab es zwei Flüchtlingshäuser: „Bout du Monde“ und „Val Fleurie“. Die Familie wurde getrennt: Vater Heinz kam nach Arisdorf bei Basel, Sally der kleine Bruder meiner Mutter, durfte zu den Grosseltern nach Zürich, während Sara und Henny drei Monate im „Bout du Monde“ auf Stroh kampieren mussten. Henny erinnert sich heute vor allem an den Hunger: Es gab ständig ein Kartoffelgericht. Sie seien grundsätzlich nicht schlecht, aber auch nicht gut behandelt worden.

STATION ADLISWIL

Die nächste Station von Mutter und Tochter war das Flüchtlingslager in Adliswil, eine Fabrik mit je etwa 400 Männern und Frauen. Anlässlich eines Besuchs von Rabbiner Tauber hiess es, wenn ihre Familie für sie als Garantie 10'000 Franken aufbringe, seien sie frei. Ihre Familie konnte oder wollte dies jedoch nicht tun, was Henny heute noch verbittert.

Pfarrer Vogt ist ein wichtiger Name, der jetzt auftaucht. Er sei vom Rabbiner Tauber zugezogen worden und habe vielen Menschen zur Freiheit verholfen. Zuerst hätten Henny und Sara zweimal pro Monat für einen Besuch bei der Zürcher Grossmutter das Lager verlassen dürfen, dann sei Sara entlassen worden, während Henny nach Luzern verschoben wurde, in ein Haus mit etwa 100 jungen Frauen. Ein Haus ohne Möbel und Betten, erinnert sie sich. Vogt sei später von seiner Gemeinde entlassen worden, Henny spricht sogar von seiner Exkommunikation. Vom Vater hatten sie gehört, er sei infolge Krankheit aus Arisdorf entlassen worden. Eine Anstellung als Dienstmädchen war für Henny die einzige Chance, endlich auch

entlassen zu werden. 50 Franken habe das die Arbeitgeber gekostet, 25 auf die Hand und 25 auf die Bank. Mutter Sara fand Ende 1943 in Zürich die Witwe Ruf, die Henny gerne anstellte, und dies weniger als Dienstmädchen, sondern als Gesellschafterin, womit 14 Monate Lagerhaft für Henny endlich beendet waren. Die 85jährige Henny hat heute keine Erinnerungen, wer damals die Lager leitete. Sie erinnert sich an den HD, den Hilfsdienst, der in den Lagern zuständig war. Sie weiss, dass es unzähligen Menschen viel schlechter ging, aber sie blickt verbittert zurück auf jene Zeit, die ihre Jugend dermassen prägte („...ohne jede Beschäftigung - mit zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben“). Anno 1950 kam ich, ihre Tochter Silvia, in Zürich zur Welt. Als Zwölfjährige erlebte ich unsere Einbürgerung in der Schweiz als eine recht bizarre Sache“, kommentiert Sylvia heute, „wenn staatenlose Holocaust-Verfolgte sich mit relativ viel Geld einkaufen müssen...“.

Sylvia Dym / Gabi Rosenberg

Ruben Gelbart war «B-8326»

Eine Enkelin schreibt eine Maturaarbeit über ihren Grossvater – und erhält dafür nicht nur den Dr. Bigler/Bergheimer-Preis. Die Arbeit wird mit dem Prädikat «wertvoll» als Buch mit Begleitheft und Audio-CD publiziert. Wie «B-8326» den Holocaust überlebte.

Nach bestandener Matur verbrachte Nathalie Gelbart (20) letztes Jahr einige Monate in Israel – als eines Tages ihr Telefon klingelte: «Sie haben den Dr. Bigler/Bergheimer-Preis¹ gewonnen», teilte ihr Revital Ludewig von Tamach mit. Nathalie Gelbart fiel aus allen Wolken. Erst rechnete sie nicht damit, dass ihre Arbeit als Buch publiziert werden sollte. Und dass das Werk einen Preis gewinnen würde, war für sie ebenso überraschend. Die Freude über die Anerkennung war riesig. Blenden wir zurück

Im Januar 2006 musste sich Nathalie Gelbart für ein Thema zu ihrer Maturaarbeit entscheiden. Mit ihrer Liebe zu Tieren hätte sie gerne über die Kommunikation mit Pferden geschrieben. Doch das Thema Holocaust war in der eigenen Familie hautnah. Ihr Grossvater Ruben Gelbart hatte die Schoa überlebt. Je intensiver sie darüber nachdachte, desto klarer wurde ihr: «Ich schreibe über meinen Opa.» Nathalie Gelbart brauchte nicht lange, um ihren Grossvater für ihre Arbeit zu gewinnen. Es ist auch ihm ein Bedürfnis, Geschehnisse und Erlebnisse weiterzugeben.

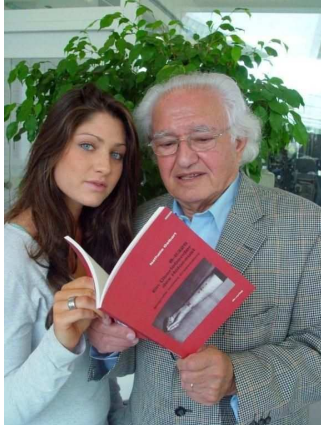
Ruben Gelbart war 13-jährig, als der Schrecken auch seine Familie traf. Die Odyssee führte ihn vom Ghetto seiner Heimatstadt Warta ins Ghetto von Lodz, von dort nach Auschwitz, Gleiwitz und Grossrosen bis nach Buchenwald, wo er 1945 von den Amerikanern befreit wurde. Im Grunde hätte Ruben Gelbart gar nicht in Polen sein sollen, als der Krieg ausbrach. Seine Eltern waren bereits 1924 nach Palästina ausgewandert, wo er 1926 zur Welt kam. Eine gravierende Augenentzündung von Ruben und seiner Mutter hatte die Eltern veranlasst, 1930 zurück nach Warta zu kehren. Es war eine schicksalhafte Reise nach Warta, eine Kleinstadt, rund 60 Kilometer von Lodz entfernt. Von den damals rund 4000 Einwohnern waren etwa die Hälfte Juden.

GLÜCKSZAHL 26

In intensiven Gesprächen hat Nathalie Gelbart die Geschichte ihres Grossvaters aufgezeichnet: Die Ghettoisierung. Die Transporte in verschiedene Konzentrationslager. Die Ermordung von Familienmitgliedern. Die Zwangsarbeit. Einen Todesmarsch kurz vor Ende des Kriegs. Bis hin zu den medizinischen Experimenten, die man an ihm vollzog. Bei seiner Einlieferung ins KZ Auschwitz-Birkenau wurde Ruben Gelbart die Nummer «B-8326» eintätowiert. Sein Vater erhielt die B-8327, sein Onkel die B-8325. Und trotzdem kann Ruben Gelbart sagen: «Heute ist 26 meine Glückszahl. Alles, was mit 26 zu tun hat, ist gut für mich.»

Nach dem Krieg kam Ruben Gelbart wegen Tuberkulose nach Davos, wo er rund vier Jahre blieb. 1950 begann er in Schaffhausen eine Lehre als Orthopädietechniker. Und 1964 eröffnete er in Luzern sein eigenes Geschäft für Orthopädiebedarf, das er rund 30 Jahre führte. Nicht zufällig wählte Ruben Gelbart diesen Beruf, denn damit ist auch ein Stück seines Schicksals verbunden. Auf dem Todesmarsch vom KZ Blechhammer ins KZ Grossrosen waren ihm einige Zehen abgefroren. Später in Buchenwald machte die

NS-Ärzte medizinische Experimente an seinem Fuss. Dazu musste er zuerst stundenlang barfuss im Schnee stehen, um weitere Erfrierungen zu erleiden. Danach wurden seine Zehen samt den Gelenken herausgezogen, um ihm die Zehen eines anderen Häftlings annähen zu können – das alles ohne Narkose und ohne hygienische Vorkehrungen. Diese und weitere Experimente an seinen Füßen blieben für die Ärzte ohne Erfolg. Trotzdem wurden seine verletzten Füße seine Rettung: Um ihn experimentierfähig zu halten, erhielt er Suppe und Brot, was ihm womöglich das Leben rettete, wie er meint. So kam es, dass er sich später als Orthopädietechniker ebenfalls mit Füßen befasste.



Heute ist Ruben Gelbart 83 und bei körperlich guter Gesundheit. «Wenn nur diese Albträume nicht wären!», sagt seine Enkelin. Nach der Geschäftsübergabe habe er mehr Zeit nachzudenken. Zeit, in der ihn die Erinnerungen einholen. Eben nachts in den Albträumen.

AUS DER PERSPEKTIVE DER ENKELIN

Nathalie Gelbart musste sich entscheiden, ob sie aus der Perspektive der aussen stehenden Berichterstatteerin oder der involvierten Enkelin schreiben sollte. Sie entschied sich für Letzteres, in der Ich-Form. «Das war für mich nicht nur zum Schreiben einfacher. Die Ich-Form ist auch persönlicher und intensiver. Und es gibt meine eigene Betroffenheit wieder», sagt sie. Damit würde die Familiengeschichte in der dritten Generation weiterleben. Im Buch teilt Ruben Gelbart zudem auch selbst seine Gedanken und Gefühle mit.

«Die Arbeit wurde sehr viel umfangreicher, als sie eigentlich als Maturaarbeit hätte sein dürfen», sagt Nathalie Gelbart. Doch Stefan Graber, ihr begleitender Lehrer, hat das Potenzial der Arbeit sofort erkannt. Danach machte der Text seinen Weg: Die Arbeit wurde als Buch publiziert. In der Zwischenzeit wurde für Unterrichtszwecke ein Begleitheft mit Materialien zum Holocaust und eine Audio-CD mit der Lesung von Buchausschnitten veröffentlicht.

Nathalie und Ruben Gelbart

Familie Gelbart ist in der JLG. Nathalie selbst studiert Psychologie und Erziehungswissenschaften an der Uni Zürich. «Ich bin glücklich, diese Arbeit geschrieben zu haben», sagt sie. Damit trägt sie mit einem Teil ihrer Familiengeschichte dazu bei, dass die Schrecknisse der Schoa ein weiteres Gesicht erhalten, ein weiteres Leben, eine weitere Erinnerung gegen das Vergessen.

Serge Rossinski

«B-8326 – Ein Überlebender des Holocaust» von Nathalie Gelbart, 80 Seiten, Fr. 16.--, Begleitheft und Audio CD für Unterrichtszwecke, Fr. 24.--. Bestellung über www.db-verlag.ch

¹ Dr. Bigler/Bergheimer-Preis: Der Preis ist eine Auszeichnung für Zivilcourage und Aufklärungsarbeit im Bereich der Holocaust-Education. Damit werden wissenschaftlich, pädagogisch, sozial und psychologisch wertvolle Arbeiten und Projekte mit Hilfe eines Geldpreises gefördert. Nathalie Gelbart ist die zweite Preisträgerin.

Das Wort des Rabbi

Verwirrung herrscht in meinem Kopf

Je mehr Information ich über den Gaza Krieg zu mir nehme und über mich her geschüttet bekomme, desto grösser ist die Verwirrung. Stolz, Wut, Scham, Verzweiflung, Mitleid und Angst wechseln einander in hohem Tempo ab und beherrschen meine Gemütsverfassung.

Stolz bin ich darauf, dass meine Regierung jetzt sagt: Genug ist genug! Dass sie sich effektiv um das Wohl und die Sicherheit meiner israelischen Mitbürger kümmert, dass sie die ständigen Beschiessungen

letztendlich nicht ungestraft lässt. Stolz bin ich darauf, dass Israel, trotz Gewalttaten, humanitäre Hilfe durchlässt; dass sie die Bevölkerung vor den Bombardierungen warnt, und dass sie alles tut, um so wenig wie möglich unschuldige Menschen zu töten oder verletzen.

Wütend bin ich auf meine Regierung, wütend, dass sie der Hamas die Karte in die Hand spielt. Israel hat den Provokationen nicht stand gehalten, und genau *das* gemacht, was Hamas auslösen wollte: die israelische Aggression. Jedes durch Israel getötete Kind ist ein Siegespunkt für Hamas. Wütend bin ich, weil meine Regierung offensichtlich nur über ein sehr schmales Handlungsrepertoire verfügt: dasjenige der Kriegsgewalt.

Wütend bin ich auf die Hamas, weil sie ihre eigenen Menschen auf unmenschliche und zynische Weise ausbeutet, weil sie ihre eigenen Menschen zugunsten ihrer rachesüchtigen Ideologie opfert, der Vernichtung des Staates Israel.

Wütend bin ich, auf die Scheinheiligkeit der Vereinten Nationen. Ausser Israel zu *verurteilen* hat sie seit der Gründung des Staates erbärmlich wenig gemacht, diesen Konflikt *grundlegend* zu lösen.

Die Aufmerksamkeit für die Region ist unverhältnismässig mit anderen Konfliktregionen in der Welt. Im letzten Jahr wurden 300'000 Bürger in Darfur abgeschlachtet. Haben wir Nachrichten gesehen, in welchen fast die Hälfte der Sendung Darfur gewidmet war? Haben wir Zeitungen aus dem Briefkasten geholt, in denen wir Seite für Seite parteiische Verhandlungen und Verurteilungen aufgetischt bekommen haben?

Wütend bin ich auf die Leute, die vielleicht gar nicht so unberechtigte Kritik an Israel haben, diese aber antisemitisch verpacken.

Ich **schäme** mich, als ich die Bilder von den Zerstörungen im Gazastreifen sah, die das israelische Militär angerichtet hatte. Ich schäme mich für das Leiden der Menschen, der vielen durch israelisches Feuer Getöteten und Verletzten. Ich schäme mich auch für meinen eigenen Gedanken: „Das Hemd ist mir näher als der Rock“.

Verzweifelt bin ich über die trübe Aussichten für Frieden in der Region. Präsident Shimon Peres hat in den Neunziger Jahren seine Vision für einen neuen Nahen Osten in ein Buch zusammengefasst. Er glaubte an einen wirtschaftlichen Bund, der allen Staaten in der Region zugute kämme. Ich bin ganz verzweifelt, dass diese hoffnungsvolle Vision buchstäblich in Rauch aufgegangen ist.

Mitleid habe ich mit allen unschuldigen Menschen, die durch Gewalttaten getroffen sind. Menschen, Mütter, Väter, Kinder, Omas, die zum Schluss die hohe Rechnung der unmenschlichen Entscheidungen ihrer Regierungen bezahlen. Ich habe Mitleid mit den Kindern, die mit Angst und Hass in ihren jungen Seelen aufwachsen, mit dem Kind, das seinen Vater, seine Mutter und seine Geschwister verliert, mit Eltern, die ihr Kind, oder noch schlimmer, ihre Kinder verlieren. Ich habe tiefes Mitleid mit den Menschen, deren Körper und Seelen für ewig verstümmelt sind.

Angst habe ich, für was dieser Krieg in der Israelischen Gesellschaft anrichtet hat. Noch eine Generation von Soldaten für die der Krieg ein Daseinskampf bezeichnet, anstatt nur eine unschuldige und spannende staatliche Pflicht in ihrer Jugend. Angst habe ich für die Zukunft Israels. Angst habe ich, wenn ich die antisemitische Auswirkung dieses Konfliktes in der Welt beobachte. Ich habe Angst, wenn ich am Schaffhauserplatz Graffiti sehe, bei dem ein Magen David dem Hackenkreuz gleichgestellt wird.

Eine Vielfalt an Gefühlen. Vielleicht erkennt ihr einige. Sicher gibt es noch mehrere Gefühle. Es scheint mir auf alle Fälle wichtig, sie zu erkennen und zu anerkennen. Dieser Krieg ist ein strategischer, militärischer und gefühlsmässiger Ringkampf.

Ausser einer Vielfalt an Gefühlen gibt es sicher auch eine Vielfalt an Meinungen über das Verhalten von Israel. Wie kann es denn anders, wenn wir die fragwürdige Auswirkung dieses Krieges sehen? Trotz

verschiedener Gefühle, trotz verschiedener Ansichten und Meinungen, können, nein, **müssen** wir einander trösten und stärken. Das Anerkennen der Vielfältigkeit könnte ja die fast tote Hoffnung auf Frieden vielleicht reanimieren.

Im dritten Kapitel von Kohelet, Prediger, bekommen wir eine Sicht auf das Leben, die uns vielleicht hilft, um unsere heftige Gefühle in Bezug auf diesen Krieg ein wenig zu relativieren.

לְכֹל זְמַן וְזֵמַן לְכֹל חֶפֶץ פְּתַח הַשָּׁמַיִם:

Für alles gibt es eine Stunde, und Zeit gibt es für jedes Vorhaben unter dem Himmel:

**Zeit zum Gebären und Zeit zum Sterben,
Zeit zum Pflanzen und Zeit zum Ausreißen des Gepflanzten,
Zeit zum Töten und Zeit zum Heilen,
Zeit zum Einreißen und Zeit zum Aufbauen,
Zeit zum Weinen und Zeit zum Lachen,
Zeit des Klagens und Zeit des Tanzens,
Zeit, Steine zu werfen, und Zeit, Steine zu sammeln,
Zeit, sich zu umarmen, und Zeit, sich aus der Umarmung zu lösen,
Zeit zum Suchen und Zeit zum Verlieren,
Zeit zum Bewahren und Zeit zum Wegwerfen,
Zeit zum Zerreißen und Zeit zum Nähen,
Zeit zum Schweigen und Zeit zum Reden,
Zeit zum Lieben und Zeit zum Hassen,
Zeit des Kriegs und Zeit des Friedens.**

עֵת מְלַחֵמָה וְעֵת שְׁלוֹם:

Rabbiner Reuven Bar Ephraim

Simcha-Tu b'Schwat

Am Sonntag am 8. Februar trafen sich rund 50 Personen - kleine Kinder, deren Eltern und vereinzelt auch Grosseltern - um gemeinsam Tu b'Schwat zu begehen. Zum Neujahr der Bäume beklebten und bemalten die Kinder eifrig und mit viel Fleiss bunte Cachepots und pflanzten anschliessend Kressesprossen in kleine Töpfchen. Einige Elternhände unterstützen die kleinen Kinder, andere Erwachsene plauderten angeregt. Zu Hause sollten dann die gesetzten Salatkräuter aus den bunten und glänzenden Töpfchen spriessen und noch Tage später an Tu b'Schwat und unser Treffen erinnern.



Rabbiner Reuven Bar-Ephraïm hielt mit uns an den gedeckten Tischen einen Tikun und lehrte uns über die Früchte der drei Ebenen. Gemeinsam tranken wir den immer dunkler werdenden Traubensaft, der uns ein Vorgefühl auf den Frühling gab.



Hungrig durften anschliessend alle am Buffet die zahlreichen „gluschtigen“ Gaben verschiedener Bäckerinnen und Köchinnen kosten und weiter angeregt plaudern. Die Kinder spielten mit Bällen, Autos, Klötzen und auf der Krabbeldecke, so dass eine angeregte Stimmung herrschte. Nach Tee, Kaffee und Süßem halfen freundlicherweise viele Eltern zupackend beim Aufräumen.

Ich möchte allen kleinen und grossen Teilnehmer sowie unserem Rabbiner das Mithelfen – sei es zu Hause in der Küche oder vor Ort beim Aufräumen – herzlich danken und hoffe, ein nächstes Mal wieder viele begrüssen zu dürfen.

Für die Schulkommission
Roswitha Hennessy

